

In Hamburg, am 16. Oktober 2009 an meinem Schreibtisch sitzend, überlege ich, wie ich mich dem Forschungs- und Ausstellungsprojekt »Maritime Klanglandschaft des Flensburger Hafens« annähern kann, einem Vorhaben, von dem ich vor Kurzem durch Johannes Müske erfahren habe.¹ Den Kosmos der Klänge und Geräusche am Beispiel des Flensburger Hafens erkunden zu wollen, weckte spontan mein Interesse, denn im vorigen Jahr habe ich diesen Hafen und dazu die Förde näher kennengelernt. Im Auftrag des Flensburger Schifffahrtsmuseums war ich eine Woche auf der Nord- und eine Woche auf der Südseite der Förde unterwegs, um mich umzuschauen und über das Erlebte zu schreiben: für eine Ausstellung, in der drei Maler aus dem Zusammenschluss der »Norddeutschen Realisten« ihre Bilder von der Flensburger Förde zeigten.²

Dabei hielt ich mich einige Tage in Flensburg auf, immer wieder auch am Hafen. In meinen für das Ausstellungsbuch angefertigten »literarischen Reiseskizzen«³ prüfe ich, ob es Hinweise auf »lautliche Äußerungen« (»akustische Signale«) gibt – in einem Text wohlgemerkt, der ganz darauf ausgerichtet ist, Beschreibungen einer mit möglichst wachen Sinnen⁴ aufgenommenen Umgebung zu liefern, ohne den geringsten Gedanken daran, dass dem Auditiven irgendwelche Priorität eingeräumt werden könnte oder sollte. In diesem Sinn sind die Reiseskizzen »unbefangen«; sie enthalten keinerlei Fokussierung auf Klangwelten.

Was stelle ich fest? In meiner subjektiven Erfahrungs- und Beschreibungswelt besitzt das, was ich mit dem *Auge* wahrnehme, eine fast ans Absolute

¹ Vgl. *Johannes Müske*: Klänge und Töne als Cultural Property? Ansätze und Methoden eines Forschungsprojekts. In: *Kulturen* Nr. 3 (2009) H. 2, S. 21–32, insbesondere S. 27, Anm. 3.; zum ebd. genannten Projektseminar siehe <http://www.kultur.uni-hamburg.de/volkskunde/Lehrver/20092010/109.html> (26.10.2009)

² *Thomas Messerschmidt/Thomas Overdick (Hg.)*: Flensburg Fjord. Lars Möller. Ulf Petermann. Till Warwas. Eine Landschaftserkundung mit literarischen Reiseskizzen von Hans Joachim Schröder. Flensburg 2009.

³ *Hans Joachim Schröder*: Flensburg Fjord – Reiseskizzen. In: Messerschmidt/Overdick, wie Anm. 2, S. 17–41 (dänische Version, ebd., S. 95–116).

⁴ Zur Bedeutung der Sinne in der neueren Forschung vgl. z. B. *Regina Bendix*: Was über das Auge hinausgeht: Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 102 (2006), S. 71–84; Müske, wie Anm. 1, S. 26.

grenzende Prädominanz. Apperzeption, wie sie der österreichische Schriftsteller Heimito von Doderer (1896–1966) versteht,⁵ bedeutet bewusste, möglichst umfassende Wahrnehmung in der Gegenwarts-Raum-Zeit, gleichermaßen aber auch in der Erinnerung. In der apperzeptiven Wahrnehmung nehmen wir praktisch ununterbrochen Fokussierungen vor. Wir »entdecken« etwas, werden uns eines Gegenstandes oder Sachverhalts »bewusst«, »erkennen« etwas, »konzentrieren« uns auf etwas usw. Was im Einzelnen geschieht, wenn eine Wahrnehmung zur Apperzeption wird, können Wahrnehmungspsychologen detailliert(er) beschreiben. Vor allem ist zu beachten, dass alles Be-Schreiben, alles Umsetzen einer Wahrnehmung in Text, Apperzeption (Bewusstmachung, Bewusstwerdung) voraussetzt. Im Unterschied dazu ist Perzeption die ununterbrochene, selbsttätige Wahrnehmung, die sich vollzieht, ohne dass sie deutlichere Spuren im Bewusstsein des Menschen hinterlässt; das unwillkürliche Wahrnehmen, das sozusagen unvermeidlich ist, indem wir Augen, Ohren und Nase offen haben oder indem wir etwas berühren. Die perzeptive Wahrnehmung, im Wachzustand des Menschen ein pausenloser Strom, dringt auf uns ein und gleitet von uns ab, ohne dass wir uns darüber Gedanken machen.

Wenn ich mir nun persönlich der Existenz oder Evidenz von Klangwelten in einer bestimmten Gegenwarts-Raum-Zeit bewusst werden will, so greife ich, indem ich nach der »Verdinglichung« von Klängen im Text-Material meiner Reiseskizzen suche,⁶ weitgehend ins Leere. Als apperzeptiver Mensch, als jemand, der gezielt bestrebt ist, Gegenwartserfahrung und -erlebnis bewusst aufzunehmen und schreibend festzuhalten (in zunächst spontanen Notizen, in einer Art Feldtagebuch), bin ich fast vollständig nur mit meinen Augen präsent, während ich Gehörtes allenfalls protokolliere, wenn es *auffällig* wird. Im »normalen« Alltag, so muss ich für mich konstatieren, bin ich zuerst und vor allem ein »Augenmensch«. Nur gelegentlich, eher am Rande, bin ich ein »Ohrenmensch«.

Mit der volkskundlichen Kulturanthropologie habe ich gelernt – auch als »Durchschnittsmensch« weiß ich es –, dass zum *Alltag*⁷ selbstverständ-

⁵ Vgl. *Hans Joachim Schröder*: Apperzeption und Vorurteil. Untersuchungen zur Reflexion Heimito von Doderers. Heidelberg 1976, vor allem Teil I.

⁶ Zur dinglichen Verfügbarkeit, Verfügbarwerdung von Klängen in Schallarchiven – oder eben auch in Texten – vgl. *Thomas Hengartner*: Von »unnützen Papieren« und anderem Strandgut. (Medien-)Archivmaterialien und ihre Aussagekraft für die Erforschung der Alltagskultur. In: *Info 7. Information und Dokumentation in Archiven, Mediatheken, Datenbanken*, Jg. 17 (2002), S. 74–80; Müske, wie Anm. 1, S. 24.

⁷ Zur Bedeutung des Alltags, der vielleicht zentralsten Kategorie der Volkskunde, vgl. *Hans Joachim Schröder*: Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im

lich die Geräusche gehören, die uns ununterbrochen umgeben, zuweilen als Geräusch der Stille. Wenn ich möglichst umfassend apperzeptiv sein will – Apperzeption und Alltagserforschung haben viel miteinander zu tun –, muss ich gegenüber dem Gehörten ebenso aufmerksam sein wie gegenüber dem Gesehenen. (Das Riechen, Schmecken und Tasten gehört gleichfalls unabdingbar zur möglichst umfassenden Apperzeption; der Einfachheit halber lasse ich diese drei der fünf Sinne hier beiseite.) Die Reiseskizzen, ein sozusagen zuverlässiges empirisches Selbstprüfungsmaterial, offenbarten mir, dass meine Aufmerksamkeit gegenüber dem Auditiven, verglichen mit der Aufmerksamkeit gegenüber dem Visuellen, massiv zu wünschen übrig lässt.

In der Tat ist es so, dass ich, wenn ich ein »auditives Feldtagebuch« anlegen wollte, eine bewusst herbeigeführte, etwas gezwungene Fokussierung vornehmen müsste. Ich hätte mich darauf zu konzentrieren, müsste es mir willentlich abverlangen, ausdauernd auf die Geräusche zu achten, die mir ans Ohr dringen, während ich beispielsweise einen Rundgang an der Südspitze des Flensburger Hafens mache. Was höre ich? Zum Beispiel – auf der Ostseite des Hafens – das Klingeln der Seile, die im Wind an die Metallmasten von Segeljachten schlagen. Oder – auf der Westseite, vor dem Schifffahrtsmuseum – das Schlappen der Wellen am Bug eines Boots, eines stummen Artefakts, das vor mir am Kai vertäut liegt. Oder: »Flügel Schlagend, in langen Bögen durch die Luft streichend, oft jäh herabstürzend, [höre ich] immer wieder Möwen. Sie jammern und schreien, fremdartig eintönig, Musik des Wassers, des Meeres ...«

Leider muss ich es kompliziert machen: Was ich mit dem letzten Satz zitiere, bezieht sich auf Hörerfahrungen in Sønderborg, nicht in Flensburg.⁸ Mit dieser Verletzung des empirischen Authentizitätsgebots gerate ich in ein neues Problemfeld hinein: Was ist empirisch gesichertes, authentisches Hören? Wie leicht und wie schnell kann sich Fiktives (Erdachtes) in meine Beschreibung einschleichen, einmischen?⁹ Hätte es jemand gemerkt, wenn ich bezogen auf Möwenschreie – die es ja dauernd auch in Hamburg gibt – den lokalisierenden Hinweis auf Sønderborg unterdrückt hätte? Was ist das Empirische? Was ist Authentizität?¹⁰

Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten. Tübingen 1992, S. 318–327; Ders.: Technik als biographische Erfahrung 1930–2000. Dokumentation und Analyse lebensgeschichtlicher Interviews. Zürich 2007, hier S. 625 ff.

⁸ Schröder, wie Anm. 3, hier S. 18. (dänische Version, ebd., S. 96.)

⁹ Zum Problem der Fiktion gibt es sehr viel Literatur. Vgl. ansatzweise Schröder, wie Anm. 7, hier S. 24–26, 221–224.

¹⁰ Vgl. dazu neuerdings *Ursula Amrein* (Hg.): Das Authentische. Referenzen und Repräsentationen. Zürich 2009.

Lange habe ich überlegt, ob ich, um diesen Beitrag schreiben zu können, für einen Tag oder zwei Tage nach Flensburg fahre, in der Absicht, vor Ort empirisch gesichertes, authentisches Hörmaterial zu sammeln. Vom Bahnhof in Flensburg kommend würde ich nach Norden laufen, bis ich am Norderhofenden an die Südspitze des Hafens gelange. Auf der Ostseite des Hafens könnte ich anschließend eine Weile nach Norden marschieren und dann umkehren, um auf der Westseite bis in die Höhe des Nordertors zu gehen. Dabei hätte ich wohl zwei sehr unterschiedliche Möglichkeiten, mir die Klanglandschaft¹¹ des Hafens ausschnittsweise anzueignen.

Zum einen könnte ich mit einem Tonaufnahmegerät konservieren, was mir an Geräuschen begegnet. Diese Möglichkeit wäre vermutlich wenig befriedigend, solange ich mich nicht gezielt bestimmten Klangensembles zuwende. Das Mikrofon am Hafen sozusagen einfach in die Luft zu halten, führt nur zu enttäuschenden Ergebnissen. Von der Technik werden Töne lediglich in einem engen Nahbereich identifizierbar festgehalten; alles übrige, was sich in geringer, erst recht in weiterer Entfernung bemerkbar macht, ist kaum zu hören, degeneriert zum eher störenden Hintergrundgeräuschen. Wer Klänge konservieren will, muss also eine gezielte (bewusste, apperzeptive) Vorauswahl treffen. Hier zeigt sich, dass der menschliche Wahrnehmungsapparat dem technischen Apparat weit überlegen ist. Die Technik registriert gewissermaßen perzeptiv, Wichtiges und Unwichtiges wird in sturer Gleichmäßigkeit gespeichert, nicht gewichtet oder eingegrenzt. Der Mensch hingegen registriert apperzeptiv: Er wählt aus, setzt in der Auswahl Prioritäten, setzt damit Bedeutung. Ihm kann ohne Weiteres das, was in einiger Entfernung zu hören ist – Möwenschreie –, bedeutsam werden, während auf dem Tonaufnahmegerät die Möwenschreie gar nicht auftauchen oder im Hintergrundrauschen untergehen.

Die Begrenztheit der technischen Tonaufnahme – wieweit ist sie in ihrer Begrenztheit noch authentisch? – lenkt mich zur zweiten Möglichkeit des Registrierens von Geräuschen: auf das Notizbuch, wie ich es im Vorjahr verwendet habe, um hauptsächlich Visuelles festzuhalten. Ich schaue mich hörend oder höre mich schauend um, wobei ich mich auf Geräusche konzentriere, ich mache Entdeckungen, werde im eigentlichen Sinn zum Feldforscher. Was sich dabei in meinem Kopf abspielt, wenn ich Wahrgenommenes spontan in Wörter transponiere, dürfte ein komplizierter Vorgang sein. Nur ein paar

¹¹ Vgl. zu diesem Begriff Müske, wie Anm. 1, hier insbesondere S. 27 (in Bezug auf *Justin Winkler*: Klanglandschaften: Untersuchungen zur Konstitution der klanglichen Umwelt in der Wahrnehmungskultur ländlicher Orte in der Schweiz. Basel 2006 [zuerst 1995]).

Andeutungen dazu: Ich könnte z. B. um möglichst große »Angemessenheit« bei der Umsetzung von Geräuschen – oder Klängen, Tönen¹² – in Wörter bemüht sein. Wie übersetze ich die Rätselhaftigkeit des Schlappens der Wellen oder des Trappeln von Schritten auf einer Planke in möglichst treffende, möglichst sprechende Wörter? Da kann die Berücksichtigung von Atmosphären¹³ eine große Rolle spielen, oder es können »poetische Ambitionen« wirksam werden. Mit der poetischen Ambition öffnet sich ein weites Feld. Es könnte zum Beispiel um eine Literarizität »frei von Pathos und poetischer Aufdringlichkeit« gehen ...¹⁴

Mit der Recherche vor Ort, ob mit Tonaufnahmegerät und/oder Notizbuch, würde ich zweifellos viel gewinnen. Ich könnte ein mehr oder weniger farbiges, mehr oder weniger anschauliches, atmosphären gesättigtes, authentisches – unausweichlich ausschnitthaftes – Bild vom *Klangalltag*¹⁵ am und im Flensburger Hafen entwerfen. In einer bewusst getroffenen Entscheidung verzichte ich jedoch – hier, für diesen Beitrag – auf die Fahrt nach Flensburg. Bevor ich die Entscheidung fällte, war ich im Zweifel: Würde es genügen, mich auf die Erinnerungsbilder – treffender: die wenigen Erinnerungsklänge – zu verlassen, die ich zum einen in meinem Kopf, zum anderen in dem Text vom Vorjahr gespeichert hatte? Wäre das Erinnerungsmaterial reichhaltig genug, um hoffentlich etwas Triftiges über die »Klanglandschaft Flensburger Hafen« schreiben zu können? – Schnell war mir klar, dass es nicht nur die autoritäre Vorherrschaft des Sehens bei mir gibt, sondern auch einen erkennbaren Mangel an Phantasie, wenn ich mir vorstellen und vergegenwärtigen will, was alles ich bei einem langsamen Gang von der Südspitze des Hafens erst auf der Ostseite, dann auf der Westseite Richtung Flensburger Schifffahrtsmuseum und Nordertor mit den Ohren aufnehme. Die Vorstellungskraft (Einbildungs-)Kraft lässt mich schnell im Stich. Unleugbar könnte ich von der »empirischen Wirklichkeit« des Flensburger Hafens nur mit einem ausgiebigen Besuch eine halbwegs dichte Hör-Beschreibung zustande bringen.

¹² »Der Schweizer Kulturgeograf Justin Winkler [...] fasst mit dem Klang-Begriff die ›Gesamtheit der Töne, Laute und Geräusche‹ zusammen« (nach *Winkler, Justin*: Landschaft hören. In: Forum Klanglandschaft: Klanglandschaft wörtlich: Akustische Umwelt in transdisziplinärer Perspektive. Basel 1999, hier S. 3). Zit nach Müske, wie Anm. 1, S. 23.) Diesem Ansatz folge ich in meinen Überlegungen.

¹³ Dazu ausführlich *Albrecht Lehmann*: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007, Teil II.

¹⁴ *Thomas Overdick*: Vorwort. In: Messerschmidt/Overdick, wie Anm. 2, S. 7 f, hier S. 7 (dänische Version, ebd., S. 9 f).

¹⁵ Müske, wie Anm. 1, S. 26.

Ich stelle mir nun aber ein anderes Thema. Bewusst verzichte ich darauf, nach Flensburg zu fahren. Stattdessen will ich genauer wissen, was sich in meinem Bewusstsein – hier jetzt am Schreibtisch in einem Hamburger Zimmer – abspielt, wenn ich mich (umkreisend, denn manches habe ich schon gesagt,) dem Gedanken oder der Möglichkeit nähere, die Klanglandschaft »Flensburger Hafen« zu erkunden.

Noch einmal: Was ich zu klären versuche, ist bestenfalls die »Annäherung an ein komplexes Phänomen«. Dessen, was Empirie oder Authentizität (oder Fiktion) für mich bedeuten oder bedeuten könnten, kann ich mich nur annäherungsweise vergewissern. Im Provisorium der Annäherung verzichte ich obendrein darauf, definatorische Klärungsanstrengungen zu unternehmen. Was ich mit Empirie, Authentizität, Fiktion meine, oder was ich unter Erinnerung verstehe, lasse ich in vieler Hinsicht offen. Auch wie es sich mit der »biographischen Grundierung«, dem biographischen Anteil verhält, der meinem Verständnis von Empirie, Authentizität, Fiktion, Erinnerung, Alltag zugrunde liegt – möglicherweise unausweichlich –, versuche ich nicht im Einzelnen zu klären. Bei genauer, immer genauerer Betrachtung erweist es sich wahrscheinlich, dass alle diese Begriffe sich nicht »eindeutig« festlegen lassen. Selbst der größte Spezialist – nicht nur der »Durchschnittsmensch« – kann seine Begrifflichkeit von erheblichen Ungenauigkeitsresten (Offenheiten) nicht freihalten. (In diesem Zusammenhang kommt mir das objektivierende, subjekt-eliminierende, in Theorien verklausulierte Sprechen in den Geisteswissenschaften oft vor wie Wichtigtuerei oder wie Autismus, manchmal sogar wie Schwindel, wenn nicht gar wie Betrug oder Selbstbetrug.) Ich hoffe und muss darauf vertrauen, dass sich die *Verschränkungen*, die ich in diesem Text andeute, zu einem guten Teil selbst erklären.

Zum Problem des Alltags schreibt Carola Lipp 1993:

»Subjektzentrierte Fragestellungen, die Hinwendung zum handelnden Menschen und zur individuellen Erfahrung im Alltag kennzeichneten einen zentralen methodischen Paradigmenwechsel, der keineswegs spezifisch volkswundlich war, sondern sich zur selben Zeit in Fächern wie Soziologie oder Geschichte vollzog.«¹⁶

¹⁶ Carola Lipp: Alltagskulturforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. Aufstieg und Niedergang eines interdisziplinären Forschungskonzepts. In: Zeitschrift für Volkskunde 89, 1993, S. 1–33, hier S. 10. Vgl. Schröder, wie Anm. 7, hier S. 625.

Ob und wie weit es tatsächlich vor 1993 zu einem Paradigmenwechsel gekommen war, will ich nicht untersuchen. Aber die Subjektzentrierung halte ich auch im Jahr 2009 für entscheidend, jedenfalls für mich selbst. Biographische und subjektive Perspektive sind nicht zu trennen.¹⁷ Die Erfahrung »Nordertor« vom 28. September 2008¹⁸ hat für mich eine Bedeutung, in der Apperzeption, Empirie, Authentizität, Erinnerung, Alltag – der 28. September war ein Sonntag –, Subjektivität und Biographizität unauflösbar ineinander verschränkt sind. Das Nordertor, in nächster Nähe des Flensburger Hafens gelegen, bildet nach Norden hin den Abschluss der Norderstraße. Auf diese Straße bezogen gibt es den Satz: »Noch immer ist [kurz nach zehn Uhr] kaum jemand unterwegs, aber aus einem offenen Fenster tönt anhaltend, vor Vergnügen übersprudelnd, das Lachen eines Kindes.«¹⁹ Für mich steht völlig außer Frage, dieses Lachen gehört für meine Erinnerung, meine Biografie zur Klangwelt des Flensburger Hafens.

Was folgt daraus? Wie weit ist Lachen ein Ausdruck von Kommunikation? Kann es einen Zweifel daran geben, dass Lachen ein elementarer Bestandteil von Kommunikation ist? Wie weit ist das Lachen als Ausdruck von Kommunikation in der Kulturanthropologie erforscht? (Sicher gibt es Literatur dazu. Ich prüfe nicht nach.) Vor allem: Wie weit ist Kommunikation als Ausdruck und Bestandteil von Klangwelten erforscht? Es ist doch klar, am (Flensburger) Hafen begegnen mir unentwegt Menschen, ständig schnappe ich Wortfetzen von Passanten auf, höre ihr Gelächter, ihr Husten – die Menschen sind aus der Klanglandschaft Hafen nicht wegzudenken, so wenig wie das Rollen und Rumpeln vorüberfahrender Autos, wie das Aufheulen von Motorrädern, überhaupt das unentwegte Lärmen des Verkehrs ... Ich überlege: Wie weit würden Kulturanthropologen einen Mythos fabrizieren, wenn sie sich bei der Untersuchung der Klanglandschaft Hafen nur auf Schiffe, Boote, Motorboote, Hafen- und Schiffpersonal, Wellen, Windgeräusche, Wasservögel konzentrieren und die Allgegenwart von Schaulustigen, Touristen, zufälligen Passanten, ferner die Allgegenwart des Straßenverkehrs marginalisieren, gar ausklammern? Klanglandschaft Hafen, das sind nicht nur glucksende oder schäumende Wellen, schwer brummende Schiffsmotoren, quietschende Kräne, an einer Kante entlangschurrende Tauen oder schreiende Möwen, sondern es ist eine engere und weitere Umgebung, von

¹⁷ Vgl. grundlegend *Volker Gerhardt*: Selbstbestimmung. Das Prinzip der Individualität. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 9761) Stuttgart 2007 (zuerst 1999).

¹⁸ Schröder, wie Anm. 3, S. 33 (dänische Version, ebd., S. 109).

¹⁹ Ebd.

der schwer oder gar nicht zu sagen ist, ob und wie weit man sie im Kosmos der Klanglandschaft Hafen vernachlässigen darf. Vielleicht gibt es ein Abgrenzungsproblem. Vielleicht auch nicht, denn die »Totalität« der Klanglandschaft Flensburger Hafen lässt sich sowieso auf keine Weise erfassen.

In meinen Notizen von 2008 finde ich immerhin eine hübsche Stelle, die unmittelbar dem Mythos oder der Realität der Klanglandschaft Flensburger Hafen zugeordnet werden kann. Am Mittag des 28. September unternehme ich eine Fahrt auf dem vollbesetzten Dampfer »Alexandra«. Dazu heißt es:

»Es weht ein kühler Wind, die Sonne hält sich halb hinter schlierigen Wolken. An der Reling stehend, höre ich das Rauschen des vorbeiziehenden Wassers, oder ich höre das freundliche Gemurmel der Fahrgäste, dazu die Rufe der Kinder, die wie ich nicht lange an einer Stelle verweilen wollen. Gelächter ringsum, Musik aus einem Lautsprecher, auf dem Oberdeck finde ich einen Sänger und einen Musiker, die, mit reichlicher Technik ausgestattet, für Stimmung sorgen. Viele Gäste singen und fangen an zu schunkeln.

Der Maschinist geht mit konzentrierter Miene vorüber, irgend etwas muss nachgesehen werden. Ein Fährschiff kommt uns entgegen, zieht an uns vorbei. Dreimaliges Begrüßungstuten, der Kapitän schwenkt seine weiße Mütze. Später passiert ein Segelboot; es schickt zuerst das übliche Signal herüber, lässt dann aber aus einer Jahrmarktströte ein klägliches Quäken folgen; der Lacherfolg ist gesichert.«²⁰

Hier zeigt sich, dass Klänge, »wenn es sich ergibt«, in der Beschreibung von Umgebung und Alltag Priorität gewinnen können. Die Beschreibung macht zugleich auf anschauliche (anhörliche!) Weise deutlich, wie technische Hafenklänge von Menschenstimmen, Gelächter und Musik förmlich durchsetzt sein können. Darüber hinaus wird deutlich, dass Visuelles und Auditives sich oft genug überhaupt nicht auseinander dividieren lassen. Nur in einem Akt der Willkür können die beiden Wahrnehmungsmodi getrennt werden. Gehörtes wird durch Gesehenes immer wieder überhaupt erst erkennbar, identifizierbar. Ohne die Kennzeichnung »Jahrmarktströte«, ein kleines, harmlos-lächerliches Musikinstrument, bliebe das »klägliche Quäken« unverständlich. Es ist evident, Hörbares und Sichtbares sind dauernd – sicher nicht grundsätzlich – ineinander verschränkt.

In einem Satz, der der zitierten Passage ziemlich unmittelbar vorangeht, kommt es zu einer Formulierung, die das soeben Gesagte in der Form einer Synästhesie bestätigt. Ich stehe im Maschinenraum der »Alexandra«, be-

²⁰ Ebd., S. 34 (dänische Version, ebd., S. 111.)

trachte die Hauptmaschine und erkläre dazu: »Dem Stampfen der Kolben könnte ich lange zusehen«. ²¹ Ich schreibe »zusehen«, nicht »zuhören«.

Bei alledem gelangt man noch einmal zum Problem des Be-Schreibens, der Umsetzung von bewussten Wahrnehmungen in Wörter und Sätze. Wiederrum kann und will ich in dieser grundsätzlichen, zweifellos schon übermäßig oft untersuchten Frage nicht tiefgründig werden. Da ich aber in diesem Essay der subjektzentrierten Perspektive Vorrang einräume, möchte ich andeuten, wie sich das Verhältnis von Realität und ihrer sprachlichen Abbildung für mich darstellt. Alle Sprache, so meine ich, kann Gehörtem, Gesehenem usw. – also dem, was als »Außenwirklichkeit« wahrgenommen wird – nur annäherungs- und andeutungsweise gerecht werden. Das mag trivial sein, wird jedoch gern vergessen. (Von der inzwischen nicht mehr sonderlich modernen Sprachregelung, alle Texte, alles Gesprochene sei Konstruktion, sehe ich ab. Auch der Begriff der Repräsentation ist zunehmend abgegriffen.) Der Linguist Jochen Rehbein erklärt, mit dem Beschreiben werde der Hörer zu einem »Gang durch den Vorstellungsraum« veranlasst. ²² Ohne weitere Umstände, vielleicht auch nur implizit wird damit das Beschreiben auf die Wiedergabe visueller Eindrücke verkürzt. Selbstverständlich wird auch Gehörtes, Gesehenes, Geruchenes, Geschmecktes, Ertastetes beschrieben – und die Metapher vom Gang durch den Vorstellungsraum funktioniert, wenn man die Begriffe »Gang« und »Raum« weit fasst. Immer werden durch Be-Schreibungen im Hörer/Leser Vorstellungen geweckt. Ob und wie weit sie etwas zu tun haben mit den Vorstellungen, die der Schreibende aus seinen Wahrnehmungen ableitet, indem er sie beschreibt, ist eine schwierige Frage, die erneut schnell ins philosophische Theoretisieren hineinführt.

Allerdings scheint es so zu sein, dass die Art (Qualität) der Beschreibung zurückwirkt auf die Anschaulichkeit (Anhörlichkeit) von Vorstellung-»Räumen«. Offenbar gibt es geglückte und weniger geglückte Beschreibungen von Klängen. Ein probates Mittel, sich in der Kulturanthropologie um dieses Problem »herumzumogeln«, ist das Zitieren. Man zitiert beispielsweise Interviewausschnitte, lässt Gesprächspartner mehr oder weniger selber sprechen, indem man sie fragt: »Was hören Sie, wenn Sie durch den Flensburger Hafen gehen?« Oder: »Was hören Sie, wenn Sie auf einem Schiff den Flensburger Hafen verlassen?« Die Auskünfte, die man daraufhin erhält, gelten u. U. als authentisch ...

²¹ Ebd.

²² *Jochen Rehbein*: Beschreiben, Berichten und Erzählen. In: Konrad Ehlich (Hg.), *Erzählen in der Schule*. Tübingen 1984, S. 67–124, hier S. 69, 77, 79 f. Vgl. Schröder, wie Anm. 7, S. 153.

Überall hat man es mit Grenzüberschreitungen und Übersetzungsproblemen zu tun. Ich übersetze Gehörtes in Geschriebenes, versuche für Gehörtes eine annähernd adäquate Sprache zu finden – indem ich lauter vorgegebene Sprachelemente verwende, und hier jetzt in einem reflektierenden Diskurs, den vermutlich manche nicht als Wissenschaftsdiskurs akzeptieren, da die Grenze zum Essayistisch-Frei(er)en überschritten wird. Noch einmal: Es würde mir Spaß machen, von Hamburg nach Flensburg zu fahren, um vor Ort festzustellen, welcher Klang-Kosmos sich vor mir auftut, während ich mich einige Stunden lang am Wasser aufhalte, hauptsächlich in der Nähe des Nordertors. Ich verzichte auf den Spaß, indem ich eine weitere Grenze überschreite und frage: Wieso muss es der Hafen von Flensburg sein? Wo geht der Hafen in die Förde über? Ist nicht der Hafen Teil der Förde und die Förde Teil des Hafens? Sind nicht Sønderborg und Flensburg im Er-Hören von Klängen einander sehr ähnlich? Vielleicht ist im Flensburger Hafen »mehr los«, es gibt dort z. B. Werftgelände mit eigenen Klängen – und der Hamburger Hafen? Welche Klangwelten öffnen sich da? Und welche Klänge nehme ich wahr, welche entgehen mir, welche versäume ich zu beachten? Die Schnüre an den metallenen Masten der Segeljachten klingeln auch im Hafen der Insel Porquerolles im Wind. Am 19. Februar 1999 habe ich für mich notiert:

»Was soll im ›Tractatus logico-philosophicus‹ der Satz mit dem Sprechen und Schweigen? Über die Philosophie Wittgensteins weiß ich nichts. Unabhängig davon denke ich: *Alles* Sichtbare und alles Unsichtbare, keineswegs nur das Mystische, ist unaussprechlich. Alles Hörbare – der Gesang einer Amsel, der Klang einer Stimme – ist unaussprechlich. Die Düfte sind unaussprechlich. Die Gefühle sind unaussprechlich. Und doch kann man über alles sprechen. Hinweisend. In Annäherungen.«²³

²³ Vgl. *Ludwig Wittgenstein*: Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen. (Schriften 1.) Frankfurt/M. 1969, 7.–9. Tsd., hier S. 83.



Poster zur Ausstellung: Rainer Prüss, Flensburg.